

Das Unglückskind

Autor(en): **Galsworthy, John**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **6 (1930)**

Heft 5

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Unglückskind

NOVELLE VON JOHN GALSWORTHY
DEUTSCH VON LEON SCHALIT

(Nachdruck verboten)

Eine große englische Zeitung veranstaltete kürzlich eine Rundfrage, wer der populärste Schriftsteller Englands sei. Sie ergab das für viele wohl etwas überraschende Resultat, daß John Galsworthy diesen stolzen Titel führen darf. Weder Bernard Shaw noch Edgar Wallace vermochten in die engste Konkurrenz vorzustoßen. — Wir bringen nachstehend eine Novelle Galsworthys.

Was ich hier niederschreibe, ist zwar nicht der Wortlaut der Erzählung meines Freundes, des Landarztes, aber ihr Sinn.

Du weißt, es gibt auf dieser Welt gewisse Geschöpfe, um die man sich einfach nicht zu kümmern wagt, so leid sie einem auch tun mögen. Davon habe ich mich oft in meinem Leben überzeugt. Ich glaube, ich hatte dies schon erkannt, ehe ich jenem kleinen Mädchen begegnete. Ich behandelte damals seine Mutter wegen Krampfadern, — eine jener Frauen, die wirklich keine Kinder haben sollten, da sie nicht die leiseste Ahnung von Kindererziehung haben. Sie war die Frau eines Feldarbeiters in Sussex namens Alliner, eine starke Person mit höchst sonderbaren, hervorquellenden Epileptiker-Augen, Augen, hinter denen man gewöhnlich Literaten- oder Verbrechergehirne vermutet. Und doch steckte bei ihr nichts dahinter. Sie war nichts weiter als ein träges, schlampiges, leichtsinniges Frauenzimmer und noch dazu dem Trunk ergeben. Ihr Mann war ein magerer, schmutziger, sorgloser Bursche, der seine Arbeit verrichtete und keinen etwas zuleide tat. Ihre älteste Tochter, ein hübsches und begabtes Mädchen, trieb es toll, geriet in verschiedene Unannehmlichkeiten und mußte schließlich mit Hinterlassung zweier unehelicher Kinder bei den Großeltern verschwinden. Das jüngere Mädchen (das Kind, von dem die Geschichte handelt) trug — ausgerechnet — den Namen Emmeline; zur Zeit meiner Besuche bei ihrer Mutter war sie gerade fünfzehn Jahre alt. Sie hatte Augen wie ein Hase, einen Mund, den sie oft aufsperrte, und braune Locken, die von ihrer fliehenden, stark verbeulten Stirn zurückgestrichen trug. Sie war mager, beim Gehen ließ sie den Kopf ein wenig vorhängen, und ihr Gang war recht tollpatschig, so ungeschickt setzte sie ihre Beine und langen Füße voreinander, von denen der eine etwas einwärts gedreht war und immer zu versuchen schien, dem andern in den Weg zu kommen. Sie und da sah man sie mit Lockenwickeln, und dann war sie wirklich häßlich, das arme Kind! Sie schien aufgewachsen zu sein, ohne daß sich einer mit ihr jemals auch nur im geringsten abgegeben hätte. Ich meine nicht, daß man sie schlecht behandelte — man behandelte sie überhaupt nicht. In der Schule war man ja wohl freundlich gewesen, hatte sie aber fast als minderwertig angesehen. In Anbetracht dessen, daß ihr Vater einen Wochenlohn von etwa fünfzehn Schilling erhielt, ihre Mutter keinen Begriff von der Wirtschaft hatte und daß zwei kleine Kinder aufgezogen werden mußten, waren sie natürlich fürchterlich arm, und Emmeline trug immer unsaubere Kleider und schlechte Schuhe. Ihr Kleid, das zu kurz war, schien immer auf einer Seite tiefer herabzuhängen als auf der andern, ihre Strümpfe hatten zumindest ein Loch, und ihre Hüte — ganz sonderbare Hüte — schienen immer davonfliegen zu wollen. Ich kenne diesen Typ in der Oberklasse, wo er als «exzentrisch» und «originiell» gilt. Und sogar Emmeline hatte etwas von unterdrückter natürlicher Anmut, die in rührender Weise zur Geltung zu kommen suchte und nie die Möglichkeit dazu fand. Sie sah immer drein wie ein verwirrter Hund, und wenn ihre großen Hasenaugen an jemandes Gesicht

hingen, so schien es, als würde sie bei der geringsten Ermunterung sich einen an die Fersen heften, als erwarte sie, auf die Schulter geklopft zu werden oder ein Stückchen Kuchen zu erhalten.

Kaum der Schule entwachsen, ging sie gleich in die Arbeit. Ihr erster Posten war auf einem kleinen Bauernhofe, wo man Zimmer vermietete; sie hatte die Pflicht, jede Arbeit zu tun, natürlich ohne zu wissen, wie irgendeine zu tun sei. Sie mußte den Dienst verlassen, weil sie öfters Seife und Haarnadeln wegnahm, übriggelassene Speisen aufaß und einmal ertappt wurde, wie sie eine Schüssel ausleckte. Ungefähr um diese Zeit behandelte ich ihre Mutter wegen der Krampfadern an ihren schwerfälligen Beinen; das Kind war zuhause und wartete, bis sich etwas für sie finden würde. Es war unmöglich, dieses kleine Geschöpf nicht freundlich anzusehen und hie und da mit ihr ein paar Worte zu wechseln; nicht gerade, daß ihr Gesicht sich dann erhellte — denn es war nicht danach beschaffen —, aber sie blieb wie ein Magnet an einem hängen, und plötzlich hatte man das unangenehme Empfinden, daß sie sich anklammern und nicht mehr abzuschütteln sein würde. Auch wenn man ihr im Dorf begegnete oder wenn sie vom Brombeersuchen aus den Dickichten des Hügellandes herabkam — ihr Häuschen lag gerade am Fuße der südlichen Hügel — konnte man sicher sein, daß sie nur zögernd weitergehen und immer wieder zurückschauen würde, bis man ihrem Blick entschwand. Irgendwie fiel es einem schwer, sie überhaupt als ein Mädchen zu betrachten; sie schien jedem Menschenkennner so entrückt, so ganz versunken in ihrer seltsamen, nur ihr eigenen Welt, und sich von ihren Gedanken eine Vorstellung zu machen, war ebenso unmöglich wie bei einem Tier. Einmal ging ich an ihr und an ihrer Mutter vorüber, als die beiden langsam auf einem Heckenweg daherschlenderten, vernahm dann, wie Schritte, bald anhaltend, bald wieder vorwärts eilend, hinter mir einhertrippelten, und hörte die kindliche Stimme sanft und schüchtern hinter meiner Schulter fragen: «Bitte, möchten Sie Brombeeren kaufen, gnädiger Herr?» Sie war ganz erhitzt und atemlos, weil sie mit mir gesprochen hatte, und in diesem Augenblick war sie beinahe hübsch; aber ihre Augen, die an meinem Gesichte hingen, riefen plötzlich ein Gefühl wie von einem bösen Traum wach, das Gefühl der Unfähigkeit, sich von ihr zu befreien.

Ist es nicht grausam, wenn man nachdenkt, daß immer wieder arme Geschöpfe in die Welt gesetzt werden — Kinder, Hunde, Katzen, Pferde —, die sich bitterlich sehnen, zu lieben und geliebt zu werden und mit denen doch keiner etwas anzufangen weiß, geschweige denn, daß jemand Neigung für sie fühlen könnte!

Nun, ihr geschah, was ihresgleichen immer auf die eine oder andere Art geschehen wird in einer Welt, wo der Fühllosen so viele sind; denn wie wenig anziehend auch ein Weib oder Mädchen sein mag, irgendein Mann kann sie immer gebrauchen, gerade wie ein Hund oder ein Pferd von seinem Herrn gebraucht wird, der sich sonst nichts aus ihm macht.

Bald nachdem ich damals die Brombeeren gekauft hatte, führte mich der Militärdienst nach Frankreich. Ein Jahr danach erhielt ich Urlaub und kehrte heim. Es war spät im September, das schönste Wetter, und ich genoß wirkliche Feiertage, indem ich oben auf den Hügeln umherwanderte oder mich hinlegte und erst bei Sonnenuntergang herabstieg. An einem dieser Tage, wo man sich wie im Himmel

fühlt, so klar sind die Hügel umrissen, so kühl die Bläue, das Grün, das leuchtende Weiß der Kreidefelsen im Scheine der lächelnden Nachmittagssonne, schritt ich auf dem Heimweg jenen selben Heckenpfad hinab, als ich auf Emmeline stieß; sie saß in einer Ausbuchtung des Abhanges, ihr zerknüllter Hut lag neben ihr, das Kinn hatte sie auf ihre Hände sinken lassen. Mein Erscheinen schien sie aus einem schweren Traum zu reißen — ihre Augen belebten sich, dann nahm sie einen bestürzten Ausdruck an und blickte verstohlen zu mir hin. Sie raffte sich empor, machte ihren gewohnten kleinen Schulknicks und wandte sich in völliger Verwirrung zum Abhang hin, als wollte sie hinaufklettern. Sie war gewaschen, ihr Kleid war länger, das Haar aufgesteckt, und auf den ersten Blick war zu sehen, was ihr bald bevorstand. Ich ging wütend weiter. In ihrem Alter — noch nicht einmal ganz sechzehn! Ich bin Arzt und an gar vieles gewöhnt, aber gerade dieses Verbrechen an derartig hilflosen Kindern bringt mein Blut in Wallung. Es gibt keinen Milderungsgrund dafür, nicht einmal Leidenschaft — wer hätte Leidenschaft für dieses arme Kind empfinden können! Nichts weiter als die kaltherzige, rohe Gier irgendeines jungen Schurken! Ja, in heller Wut ging ich weiter und geradewegs zum Häuschen ihrer Mutter. Dieses herabgekommene Weib war sittlicher Entrüstung unfähig, oder aber sie hatte anläßlich der Abenteuer ihrer älteren Tochter ihre Kraftworte schon ganz erschöpft. Ja, sie gab zu, Emmeline habe sich auch ins Unglück gebracht, aber sie wollte nichts erzählen, wolle gegen niemanden etwas sagen. Es sei eine böse Sache, gewiß, und nun würden es ihrer drei sein, und Alliner sei ganz aus dem Häuschen, jawohl! — Mehr war aus ihr nicht herauszubringen. Man konnte spüren, daß sie mehr wußte oder mehr vermutete, aber sie hatte sich bei den Affären des älteren Mädchens so die Finger verbrannt, daß sie nichts so sehr fürchtete wie einen Skandal.

Ich suchte Alliner auf. Er war schmierig, aber ein anständiger Kerl; er war in seiner einfachen, beschränkten Art bekümmert, und offenbar wußte er weniger als seine Frau. Ich sprach mit der Lehrerin, einer klugen und gütigen verheirateten Frau.

Arme Emmeline! Ja, sie hatte es bemerkt. Es sei zu traurig und niederträchtig! Sie habe den Sohn des Müllers im Verdacht — aber mehr als einen Verdacht wolle sie nicht aussprechen. Der junge Mann sei jedoch wieder fort, augenblicklich auf dem französischen Kriegsschauplatz, und sie könne zum Beweis nicht weiter anführen als die Gerichte über seine Weibergeschichten. Ueberhaupt müsse man in einem Dorfe mit seinen Reden sehr vorsichtig sein. Ich war indessen so zornig, daß ich nicht an Vorsicht gedacht hätte, wenn ich nur irgend etwas Bestimmtes hätte erfahren können.

Ich sah das Kind während meinesurlaubes nicht weiter. Die nächste Nachricht über sie fand ich in einer Zeitung — die sechzehnjährige Emmeline Alliner war angeklagt, durch Fahrlässigkeit den Tod ihres unehelichen Kindes verschuldet zu haben. Im Januar kam ich auf die Krankenliste und fuhr zur Erholung nach Hause. Ich war noch keine zwei Tage dort, als ich den Besuch eines Anwaltes aus unserer Kreisgerichtsstadt empfing, der mich fragen kam, ob ich bei der Verhandlung gegen das Mädchen Zeugenschaft über die Art ihrer häuslichen Verhältnisse ablegen wolle. Ich erfuhr von ihm die Einzelheiten der traurigen Begebenheit. Es scheint,

(Fortsetzung Seite 140)